



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Briefe über die Schopenhauersche Philosophie.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Briefe über die Schopenhauersche Philosophie,

von Julius Frauenstädt. Leipzig, Brockhaus.

Schopenhauer trat mit seinem Hauptwerke, „die Welt als Wille und Vorstellung“, zwar bereits 1819 auf, also in einer Zeit, wo das Philosophiren noch eine Neigung nicht bloß der eigentlichen Philosophen, sondern auch des größern Publicums war, und doch ist er vollständig ignorirt worden, bis vor kurzer Zeit, wo die Fichtesche Zeitschrift und die Westminster Review von ihm Notiz genommen haben. Den Artikel der letzteren Zeitschrift, auf den auch wir hingedeutet haben, druckt Herr Frauenstädt wieder ab. Zunächst entsteht nun bei diesem Versuch, die Wichtigkeit der Schopenhauerschen Philosophie zu erweisen, die Frage, was für ein Publicum Herr Frauenstädt im Auge gehabt hat, das allgemeine Publicum oder die Philosophen von Fach. Nach der äußeren Haltung sollte man das erste vermüthen; denn Herr Frauenstädt kleidet seine Apologie in die Form von Briefen ein, die zum Theil erstaunlich populär gehalten sind und in denen uns sogar die gewöhnlichen Höflichkeitsbezeugungen nicht erspart werden, und außerdem stellt er an die Spitze seines Buchs eine Empfehlung Guklows, der in den „Unterhaltungen am häuslichen Herd“ versichert, Schopenhauer sei im ganzen ein recht guter Schriftsteller, ein Selbstdenker. Diese Empfehlung ist doch offenbar nicht auf Philosophen von Fach, sondern auf das Publicum der „Unterhaltungen am häuslichen Herd“ berechnet. Nun möchten wir gegen dieses Forum nur zweierlei einwenden. Einmal hat das größere Publicum nicht mehr die Neigung, sich um die Streitigkeit seiner Philosophen zu bekümmern, es zieht andere Unterhaltungen am häuslichen Herd vor; sodann ist grade der Inhalt der Schopenhauerschen Philosophie, in welcher die Polemik gegen die anderen Philosophen überwiegt, für das größere Publicum nicht geeignet. Es gibt gewiß philosophische Bücher, die für das Volk geschrieben sind, so z. B. manche von Fichte, von Schleiermacher u. s. w. Bei solchen Büchern ist es aber dann nothwendig, daß sie ganz aus sich selbst heraus verstanden werden. Sobald der philosophische Schriftsteller den Inhalt der gesammten Philosophie in den Kreis seiner Betrachtung zieht, die Deductionen anderer kritisiert u. s. w., darf er sich nicht mehr an das größere Publicum wenden. Schopenhauer erklärt sämmtliche Philosophen, von Fichte bis auf Hegel und Herbart für ausgemachte Charlatane und Betrüger: wenn er aber das beweisen will, so muß er sich an diejenigen wenden, die im Stande sind, ein Hegelsches Buch zu lesen und zu verstehen. Wenigstens, wenn man auch das größere Publicum vor Augen hat, muß man nebenbei doch immer darauf sehen, daß man den Kennern keine Blöße gibt.

Herr Frauenstädt scheint uns nach beiden Seiten hin gefehlt zu haben. Schopenhauer hat in seiner Art und Weise zu philosophiren, obgleich viele treffende Grenzboten. I. 1854.

und nicht unbedeutende Gedanken darin enthalten sind, eine gewisse Rohheit und Nachlässigkeit, die jeden gebildeten Geist abstoßen muß, noch ebe er bis zu dem eigentlichen Kern seines Philosophirens vorgedrungen ist. Einerseits überhebt er sich auf eine selbst in Deutschland unerhörte Weise („nur die Lunte sind bescheiden“, stottert Herr Frauenstädt dem Dichter nach), die immer ein unsicheres, krankhaft gereiztes Selbstgefühl verräth, sodann schimpft er nach allen Seiten hin in dieses Worts verwegenster Bedeutung. Er spricht von Fichte, Schelling, Hegel nie anders, als von Unverschämten, von Lügnern, von Betrügnern, von Gaunern, die um des lieben Brotes willen Marktschreierei treiben und dem Publicum den unerhörtesten Unsinn ins Gesicht werfen u. s. w. Ein verständiger Apologet hätte diese Seite seines Philosophen, die ihn gewiß dem Publicum nicht empfehlen kann, soweit als möglich versteckt und sich damit begnügt, den positiven Inhalt seiner Lehren bloß zu legen. Statt dessen berichtet Herr Frauenstädt sehr ausführlich über diese Ausdrucksweise und adoptirt sie selber. Sodann kam es darauf an, da Schopenhauer behauptet, unter der Philosophie etwas ganz Anderes zu verstehen, als die übrigen gleichzeitigen Philosophen, seinen Begriff und seine Absichten über die Philosophie so gemeinverständlich, als möglich zu entwickeln. Nun definiert Herr Frauenstädt S. 44: „Da die Schopenhauerische Philosophie als immanenter Dogmatismus nicht mit innerweltlichen Erkenntnißformen über die Welt hinausgeht, sondern bloß bestrebt ist, zu erklären, was die Welt sei, indem sie dieselben in ihre Fundamente zerlegt, so ist sie höchst einfach und mit einem Blick überschaulich. Die Welt ist nach ihrem Wesen an sich Wille, ihrer Erscheinung nach Vorstellung. Dies ist das ganz einfache Resultat der Schopenhauerischen Weltzerlegung und Weltauslegung. Man könnte dieses Resultat auch umgekehrt so ausdrücken: Die Welt als Vorstellung oder die vorgestellte Welt ist nur Erscheinung, die Welt als (von der Vorstellung und ihren Formen unabhängiger) Wille dagegen ist die reale, wesenhafte, an sich seiende Welt.“ — Wenn so etwas am Schluß eines philosophischen Werks vorkäme, wo die einzelnen mitwirkenden Begriffe analysirt und auseinandergelagt sind, so könnte in dieser Erklärung vielleicht viel Richtiges und Treffendes liegen; aber zu Anfang eines Commentars dem gesunden Menschenverstand an den Kopf geworfen, klingt sie gradezu wie Abracadabra. Wenn Schopenhauer zu dem Resultat kommt, die Welt sei ein Wille, so würden wir erst anhören müssen, wie er das erklärt und ihn dann vielleicht beipflichten; wenn aber Herr Frauenstädt damit anfängt, so ist das gewiß sehr ungeschickt, denn der gewöhnliche Menschenverstand kann mit jener Combination von Worten gar keinen Sinn verknüpfen. — Endlich hätte Herr Frauenstädt, wenn er nebenbei eine Kritik der übrigen Philosophen gibt, sehr behutsam sein müssen, um keine Ignoranz und keinen Mangel an Verstandniß zu verrathen. Nun citirt er aber gleich in den ersten Paragraphen (S. 48) einen Angriff Schopenhauers auf Fichtes „intellectuelle Anschauung“, welchem er voll-

kommen beipflichtet und in welchem behauptet wird, Fichte habe mit jenem Ausdruck von seinen Schülern eine gewisse Inspiration wie die Propheten verlangt. Das ist allerdings von Halbphilosophen, die Fichte widerlegten, ohne ihn zu kennen; sehr häufig der Welt verkündigt worden, aber es ist ein um so unverzeiblicheres Mißverständnis, da Fichte nicht einmal, sondern wenigstens zwanzigmal sich vollkommen klar und ausführlich über diesen Begriff ausspricht. Er sagt vollkommen richtig, daß die Philosophie wie jede andere Wissenschaft nicht aus einer bloßen, in sich ruhenden Kette von Schlüssen bestehen könne, sondern daß irgend eine Basis da sein müsse, auf die man sich beziehen könne. Diese Basis nennt er die intellectuelle Anschauung, die dasselbe vertritt, was im gewöhnlichen Leben die sinnliche Anschauung, in der Mathematik die Grundsätze sind. Wem in der Mathematik der Satz zweifelhaft ist, daß wenn zwei Größen einer dritten gleich sind, sie sich selbst gleich sein müssen, dem wird man in der That keinen mathematischen Satz beibringen können, und wer blind geboren ist, dem kann man Jahrelang die wunderbarsten Dinge vorreden, und er wird doch nicht zu unterscheiden wissen, was grün und was roth ist. So ist es mit der intellectuellen Anschauung in der Philosophie. Der Grundsatz, auf den Fichte sein System basirt, ist die Erscheinung des Bewußtseins, daß, wenn man Ich sagt, man sich zugleich als Subject und als Object, als Betrachtenden und als Betrachtetes weiß, daß man zugleich Thätigkeit (Wille) und Intelligenz ist. Diese intellectuelle Anschauung will Fichte nicht weiter beweisen; er appellirt an sie. Wer sie nicht hat, von dem sagt er, daß er allerdings keinen philosophischen Satz verstehen würde. Nun scheint uns aber das Postulat dieser intellectuellen Anschauung sehr bescheiden zu sein und gar nicht auf einer besonders inspirirten Begabung, sondern auf dem ganz gewöhnlichen Menschenverstande zu beruhen, und wenn Fichte sagt, wer diese intellectuelle Anschauung nicht hat, der kann meine Philosophie nicht verstehen, so meint er damit nur, wer zu dumm, zu einfältig ist, um überhaupt zu denken. — Wir haben diesen einen Punkt etwas ausführlicher besprochen, um auf den ganz unerhörten Leichtsin्न hinzuweisen, mit dem die beiden Herren über fremde Philosophie urtheilen, ohne sie zu kennen. Aber ähnliche Einfälle, bei denen dem Leser Hören und Sehen vergeht, finden sich alle Augenblicke.

Was die weitere Auseinandersetzung betrifft, so werden uns zwar einzelne recht interessante Einfälle gegeben, und bei manchen liegt auch die unmittelbare Billigung nahe. Wenn z. B. Schopenhauer die Nach-Kantschen Philosophen deshalb tadelt, daß sie ihr ganzes Lehrgebäude auf einen einzelnen Begriff basiren und ein künstliches Centrum des Universums suchen, da doch der Mittelpunkt der Welt überall ist, wo man steht, so scheint uns dieser Tadel vollkommen begründet. Aber es ist Herrn Frauenstädt nicht gelungen, in diesen Einfällen den innern Zusammenhang herauszufinden, und wenn er sich von seinem „verehrten Freund“

fortwährend schreiben läßt, er sehe vollkommen den Zusammenhang ein und billige ihn, so finden wir uns nicht in der Lage des verehrten Freundes. Namentlich die Ausdrücke sind sowohl bei Schopenhauer wie bei Frauenstädt so unendlich willkürlich, so von der augenblicklichen Stimmung abhängig, so mit populären, d. h. mit rohen, unentwickelten Vorstellungen zerlegt, daß man niemals recht weiß, was er gerade in dem Augenblicke meint. Fast auf jeder dritten Seite hält Herr Frauenstädt der tiefen Weisheit seines Freundes eine feierliche Lobrede. Zweckmäßiger wäre es gewesen, genau und deutlich darzulegen, worin diese Weisheit eigentlich bestehe. Nur noch auf ein Beispiel wollen wir hinweisen. Schopenhauer nennt die Kantische Ableitung des „Dinges an sich“ die Achillesferse dieser Philosophie und ist auf diese Entdeckung ziemlich stolz. Nun haben aber diese Entdeckung sämtliche Philosophen nach Kant bereits gemacht, und es wäre daher nicht un Zweckmäßig gewesen, zu zeigen, worin diese Entdeckung sich von den Entdeckungen Jacobis, Fichtes, Schellings, Hegels unterscheidet.

Wir wollen noch, um auf den Inhalt der Schopenhauerschen Philosophie wenigstens hinzudeuten, einige von den Resultaten, die uns Frauenstädt mittheilt, anführen, müssen uns aber jedes Urtheils enthalten, da, wie schon erwähnt, die species facti nicht auf eine correcte Weise dargestellt ist. Schopenhauer nennt seine Lehre häufig christlich, und sie hat auch mit dem ursprünglichen Christenthum einige Verwandtschaft, allein viel näher steht sie dem Buddhismus; denn zu einer solchen Consequenz in der Verleugnung des Lebens hat es das Christenthum nie gebracht. Schopenhauer leugnet absolut jede Freiheit (S. 208), wobei er allerdings von Freiheit eine Erklärung gibt, die alle Philosophen in Erstaunen setzen würde: er identificirt nämlich „frei“ mit „grundlos“. Auf diese Weise scheint es, daß es nur ein Wortstreit ist, denn Freiheit in dem Sinne, daß sie der Nothwendigkeit entgegengesetzt sei, hat noch kein wirklicher Philosoph angenommen. Allein es liegt doch etwas mehr darin. Schopenhauer setzt nämlich hinzu, daß sich der Mensch doch zugleich als zurechnungsfähig fühle, nicht als zurechnungsfähig wegen seiner That, dem unbedingten und unvermeidlichen Resultat seiner Natur, sondern wegen dieser Natur selbst, die er sich doch nicht gegeben habe; er fühle in seiner individuellen Schuld gewissermaßen die Schuld des allgemeinen Weltwillens, der eine solche Natur hervorgebracht habe und in seiner Person werde gleichsam Gott (um diesen populären, von Schopenhauer aber nicht adoptirten Ausdruck der Deutlichkeit wegen anzuwenden) für die Unvollkommenheit seines Willens gezüchtigt. Daher ist das gesammte menschliche Leben nicht bloß in einem bestimmten Falle, nicht bloß zufällig, nicht bloß in Folge einer besondern Schuld, sondern an sich selbst elend und schlecht, ja, es wird noch weiter gegangen und nicht bloß das menschliche Leben, sondern das Leben überhaupt für ein Elend erklärt. Daher gewinnt auch die Tugend eine ganz andere Form, als bei den übrigen Philosophen: nicht das Streben nach Vollkommenheit, nicht die Selbstdurchdringung mit dem sitt-

lichen Geist der Pflicht ist Tugend, denn beides wäre eine wahnsinnige Illusion, sondern die völlige Entfagung und das Mitleid. In dem Mitleid empfindet der einzelne Geist das Elend des allgemeinen Geistes und erfüllt dadurch seine Bestimmung, wie denn auch die Tragödie, die Darstellung von dem allgemeinen Elend der Welt, die höchste Form der Kunst sei; in der völligen Entfagung habe der Mensch das, was allein hassenswerth sei, das Leben und seine Mächte. Man vergleiche das Citat aus Schopenhauer (S. 288): „Die Erscheinung des Willens zum Leben ist die Welt; das Dasein selbst und die Art des Daseins in der Gesamtheit wie in jedem Theil ist allein aus dem Willen. Er ist frei, er ist allmächtig. In jedem Dinge erscheint der Wille grade so, wie er sich selbst an sich und außer der Zeit bestimmt. Die Welt ist nur der Spiegel dieses Wollens, und alle Endlichkeit, alle Leiden, alle Qualen, welche sie enthält, gehören zum Ausdruck dessen, was er will, sind so, weil er so will. Mit dem strengsten Recht trägt sonach jedes Wesen das Dasein überhaupt; sodann das Dasein seiner Art und seiner eigenthümlichen Individualität, ganz wie sie ist und unter Umgebungen, wie sie sind, in einer Welt so wie sie ist, vom Zufall und vom Irrthum beherrscht, zeitlich, vergänglich, stets leidend: und in allem, was ihm widerfährt, ja nur widerfahren kann, geschieht ihm immer Recht. Denn sein ist der Wille, und wie der Wille ist, so ist die Welt.“ — Ferner S. 292: „So lange unser Wille derselbe ist, kann unsere Welt keine andere sein. Zwar wünschen alle erlöst zu werden aus dem Zustande des Leidens und des Todes: sie möchten, wie man sagt, zur ewigen Seligkeit gelangen, ins Himmelreich kommen; aber nur nicht auf eigenen Füßen, sondern hineingetragen möchten sie werden durch den Lauf der Natur. Allein das ist unmöglich, denn die Natur ist nur das Abbild, der Schatten unseres Willens. Daher wird sie zwar uns nie fallen und zu Nichts werden lassen, aber sie kann uns nirgends hinbringen, als immer nur wieder in die Natur. Wie mißlich es jedoch ist, als ein Theil der Natur zu existiren, erfährt jeder an seinem eigenen Leben und Streben. Nur die totale Verneinung des Willens zum Leben, in dessen Bejahung die Natur die Quelle ihres Daseins hat, kann zur wirklichen Erlösung der Welt führen. Zu diesem hohen Ziel bilden die Tugenden nur die Brücke, sie sind zuvörderst nur ein Anzeichen, daß der erscheinende Wille nicht mehr ganz fest in jenem Bahn des principii individuationis befangen ist, sondern die Enttäuschung schon eintritt — — — Wer von der Tugend des Mitleids befeelt ist, hat sein eigenes Wesen in jedem andern wiedererkannt. Dadurch nun identificirt er sein eigenes Loos mit dem der Menschheit überhaupt. Dieses nun aber ist ein hartes Loos, das des Mühens, Leidens und Sterbens. Wer also, indem er jedem zufälligen Vortheil entsagt, für sich kein anderes, als das Loos der Menschheit überhaupt will, kann auch dieses nicht lange mehr wollen; die Anhänglichkeit an das Leben und seine Genüsse muß jetzt bald weichen und einer allgemeinen

Entsagung Platz machen: mithin wird die Verneinung des Willens eintreten.“
— S. 305: „Was die Geschichte erzählt, ist in der That nur der lange, schwere
und verworrene Traum der Menschheit.“

Wir haben diese Citate keineswegs deshalb angeführt, um durch ihre augenscheinliche Paradoxie ein wohlfeiles Gelächter hervorzurufen. Im Gegentheil möchten wir darauf hinweisen, daß wir es ebenso gewiß mit einem ernstem Denken und Empfinden zu thun haben, als mit einer offenbaren Verirrung des Denkens und Empfindens. Worin diese Verirrung nun liegt, das können wir aus der vorliegenden Schrift nicht herleiten; es wäre aber wol der Mühe werth, es zu untersuchen. Daß das Resultat ein falsches ist, daß man Leben und Glend nicht miteinander identificiren kann, lehrt der erste beste Blick auf spielende Kinder und ähnliches. Vielleicht liegt die Grundquelle des Irrthums in jenem unsinnigen Eudämonismus des vorigen Jahrhunderts, in welchem man wie rasend nach einem hinter allen Erscheinungen liegenden, ewigen und unvergänglichen Gut suchte, in dem man die Begriffe Ewigkeit und Genuß, vollständige Abwesenheit aller Erregung und höchstes Entzücken miteinander zu vereinigen suchte, Begriffe, die ungefähr so zusammenpassen, wie hölzernes Eisen. So lange man den Fluch, daß der Mensch im Schweiß seines Angesichts sein Brot essen solle, für einen wirklichen Fluch hält, so lange wird man freilich das Leben für ein Glend ansehen; allein daß dieser Fluch ein Segen ist, zu dieser Erkenntniß ist nicht blos die Philosophie gekommen, sondern mit ihr auch die immer sich fortbildende christliche Religion.

Noch einmal Wagner.

Richard Wagner und die neuere Musik. Eine kritische Skizze aus der musikalischen Gegenwart. Halle, Schrödel und Simon.

Als der Taunhäufer zuerst in Leipzig aufgeführt wurde, erschien in den Grenzboten eine Kritik, die im Lager der Gläubigen nicht geringe Entrüstung hervorrief. Das Organ des Wagner-Cultus, die „neue Zeitschrift für Musik“, brachte ein paar Monate hindurch eine Reihe von Gegenerklärungen, unter denen die eine durch den in jener Zeitschrift höchst auffallenden correcten Stil unsere Aufmerksamkeit erregte. Zwar erklärte sich der Verfasser derselben gleich zu Anfang als einen gemäßigten Gegner Wagners, aber er ertheilte demselben so große wenn auch allgemein gehaltene Lobsprüche, und er sprach von jenem Artikel der Grenzboten in einem so bösen Ton, daß der entzückte Redacteur in einer Anmerkung erklärte, solchen Gegnern Wagners ständen seine Spalten sehr gern offen. Freilich ließ die bittere Enttäuschung nicht auf sich warten. Im Verlauf